

Als Flüchtling in Mosheim

Erlebnisbericht einer früheren Mosheimerin

Inge Alf

Geboren und bis zu meinem 16. Lebensjahr aufgewachsen bin ich in Insterburg (Ostpreußen). Aber schon damals war mir das Dorf Mosheim ein Begriff, weil mein Vater dort einen Kameraden aus dem Ersten Weltkrieg hatte, mit dem er noch in Verbindung stand.

Ende 1944, als die Rote Armee schon so nahe gekommen war, dass man bei uns den Geschützdonner hörte, schickte mein Vater, der mit 50 Jahren noch einmal zur Wehrmacht eingezogen worden war, meine Mutter und mich zu seinem Bruder nach Berlin. So blieben uns die Schrecken des russischen Einmarsches erspart. Stattdessen lernten wir den Bombenkrieg kennen.

Aber dann standen die Russen auch vor Berlin. Mein Vater telegraphierte uns, wir sollten nach Mosheim weiterflüchten. Und nach einer ziemlich abenteuerlichen Reise, die zwei Tage und zwei Nächte dauerte, erreichten wir tatsächlich Malsfeld. Von dort wanderten wir, beladen mit unserem schweren Gepäck und bei Regen, über Elfershausen und Ostheim nach Mosheim. Aber nun stellte sich heraus, dass das Haus des Kriegskameraden, der

selbst auch wieder zur Wehrmacht eingezogen war, schon randvoll von Evakuierten war. Man verwies uns an den Vertreter der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Dort wurden wir zunächst von der Bäuerin voller Mitgefühl aufgenommen und dann von ihrem Mann in ein kleines Zimmer – wohl das Kinderzimmer – der Familie „eingewiesen“, wo meine Mutter und ich zwar nur ein nicht sehr breites

Bett, aber wieder ein Dach über dem Kopf hatten, wofür wir tief dankbar waren. Sogar verpflegt wurden wir zu Anfang von unseren freundlichen Wirtsleuten.

Nur 14 Tage später, am Karfreitag 1945, wurde Mosheim von den Amerikanern eingenommen. Meine Mutter und ich hatten noch einen Spaziergang zum Wald gemacht, wo wir den uns damals noch unbekanntem Lehrer Hufschmidt trafen. Plötzlich hörten wir MG-Feuer und kehrten daraufhin so schnell wie möglich ins Dorf zurück. Wenig später wurde dann auch schon in nächster Nähe geschossen. Wir dachten erst an Tiefflieger und stürzten in den Keller, wo noch Nachbarn zu uns kamen, die direkt an der Straße wohnten. Dann schlugen auch schon die Amerikaner

**MEIN VATER
TELEGRAPHIERTE
UNS, WIR SOLLTEN
NACH MOSHEIM
WEITERFLÜCHTEN.**



*Hof des Bauern
Eiffert, 1946.*

an die Tür, die mit der MP im Anschlag nach Soldaten oder „Werwölfen“ (Partisanen) suchten, aber sofort weitergingen, als sie nur verschreckte Frauen und Kinder vorfanden. Ich war von tiefer Dankbarkeit erfüllt, dass es keine Russen waren, die vor uns standen, und dass der furchtbare Krieg für uns nun ein Ende hatte. Im Lauf des Tages wurden die Häuser durchsucht, und nachts gingen Patrouillen durch den Ort.

Obwohl die Amerikaner Mosheim kampflos eingenommen hatten, waren doch drei Todesopfer zu beklagen: zwei versprengte deutsche Soldaten, die sich in einem Feld versteckt hatten, und eine junge Frau, Mutter zweier Kinder, die durch die Hauswand von einem MG-Geschoss getroffen wurde und später an Tetanus starb. (Anmerkung d. Red.: Es gab noch ein weiteres Todesopfer in demselben Haus).

Nach ein oder zwei Tagen ein neuer Schreck: Das Oberdorf, wo wir wohnten, musste geräumt werden, weil die Amerikaner dort einen Gefechtsstand einrichten wollten und noch jeden Kontakt zur deutschen Bevölkerung mieden. Wohin nun? Unsere Wirtsleute nahmen uns mit zu ihren Verwandten im Unterdorf, wo alle in der Waschküche kampierten und im Waschkessel Eintopf gekocht wurde. Ich durfte sogar im Zimmer der beiden Töchter schlafen, mit denen ich noch heute befreundet bin. Nach wenigen Tagen zogen die Amerikaner weiter, und wir konnten in „unser“ Haus

zurückkehren. Außer einer total verschmutzten Küche hatten die „Amis“ keinen großen Schaden angerichtet. Allerdings hatten sie sich mit den Gardinen die Stiefel geputzt.

Das Nachkriegsleben fing damit an, dass jeder Landkreis sich selbst verpflegen musste. Bis die Milchlieferungen an die Molkerei wieder in Gang kamen, wurden uns täglich mehrere Liter pro Person zugeteilt. Ich durfte die Milch in der Zentrifuge unserer Wirtsleute schleudern und habe dann in einem schönen alten Butterfass gebuttert. Das Brot durften wir in Ostheim bei der „schwarzen Else“, einer etwas grimmigen Bäckerin, einkaufen. Zwar lag Ostheim im Nachbarkreis Melsungen, aber da Mosheim an der äußersten Grenze des Kreises Fritzlar-Homburg lag und keine Bäckerei in der Nähe war, wurde diese Ausnahmeregelung getroffen.

Meine Mutter und ich wurden nun unabhängig. Unsere Wirtsleute besorgten uns eine „Kachel“, einen hohen gusseisernen Ofen, in dem man kochen konnte. Töpfe und das nötigste Geschirr gaben Nachbarn. Man sieht, wie sehr wir auf die Hilfe der Mosheimer angewiesen waren und wie sie immer wieder für uns sorgten.

Die Besatzungsmacht ging nun daran, Ordnung in das öffentliche Leben zu bringen. Neue, politisch unbelastete Bürgermeister wurden ernannt. Alle Deutschen wurden registriert und erhielten neue Kennkarten. Die Fotos dafür wurden vor einer weißen Lein-

wand im Freien aufgenommen. Auch die „Entnazifizierung“ lief an. Ich wurde von unserem neuen Bürgermeister vorgeladen, und es wurde mir eröffnet, ich müsse nun arbeiten – mit der freundlichen Bemerkung „mit dem Studieren ist es nun vorbei“, womit er meinen Schulbesuch meinte. Aber ich hatte nichts dagegen, und so kam ich auf den Hof des Bauern Eiffert.

Nach 14 Tagen, in denen mir die Landarbeit bitter schwer fiel (es ging los mit Rübenvereinzeln), hatte ich mich eingelebt und habe dann den ganzen Sommer und Herbst lang dort alle noch von Hand verrichteten Arbeiten „gemeistert“. Sogar Garben habe ich noch gebunden. Die Behandlung war gut, und ich hatte einen sehr netten Kreis von Arbeitskameraden. Wichtig war ja auch, dass wir gepflegt wurden. So habe ich nur gute Erinnerungen an diese Zeit als ungelernete Landarbeiterin.

Zu jener Zeit wurde in Mosheim noch viel Platt gesprochen, und damit hatte ich anfänglich ein großes Problem. Ich musste immer wieder fragen, was jemand zu mir gesagt hatte, so dass ich befürchtete, die Leute müssten mich für beschränkt halten. Aber erfreulicherweise hörte ich mich sehr bald ein, und ich verstehe noch heute, was auf Platt gesagt wird – nur sprechen kann ich es nicht.

Im Juli, wir waren gerade dabei, die Gerste „abzumachen“, kam dann der glückliche Moment: Mein Vater kehrte aus englischer Kriegsgefangenschaft

zurück. Aber wohin nun mit ihm. Wieder fügte es sich, dass gerade zwei Zimmer bei Johannes Trieschmann frei geworden waren, da ein Aachener Ehepaar die Rückkehr nach Hause wagte. So hatten wir als Familie wieder eine Bleibe – und das bei sehr freundlichen Menschen, mit denen uns bald mehr verband als ein Mietverhältnis. Auch mein Vater, selbst ein Bauernsohn, arbeitete zunächst in der Landwirtschaft.

Nun kamen als letzte Schutzsuchende sudetendeutsche Vertriebene ins Dorf und mussten untergebracht werden. Jedes Haus in Mosheim war bis auf den letzten Winkel gefüllt. Den Einheimischen blieben in ihren Häusern nur noch die allernötigsten Räume. Eine willkommene Maßnahme der Gemeinde war, dass jede Flüchtlingsfamilie ein Stück Land bekam, um dort Kartoffeln und Gemüse anzubauen. Wir hatten sogar eine winzige Bohnenlaube mit ein paar Blumen drumherum.

Dann kam der erste Winter. Geheizt wurde mit Holz. Auch das wurde jeder Familie zugeteilt. Wer konnte, ging dazu noch in den Wald Holz sammeln. Im Spätherbst hatten wir von unseren Bauern den Lohn für unsere Arbeit in Form von Naturalien (Deputat sagte man in Ostpreußen) erhalten, Weizen, Raps und Zuckerrüben. Wir konnten den Weizen in Mehl umtauschen und den Raps in Speiseöl. Aus den Rüben kochten wir Sirup, mühsam, aber mit köstlichem Ergebnis. Und das natürlich im Waschkessel unserer Wirtsleute.

Allmählich regte sich nun auch wieder geselliges Leben in unserem Dorf. Die erste Kirmes wurde gefeiert, und da mischten sich dann auf dem Tanzboden die Einheimischen mit den Evakuierten und Flüchtlingen. Vielfach tanzten zu den flotten Weisen einer Klavierspielerin Frauen miteinander, da die jungen Männer, die den Krieg überlebt hatten, zum Teil noch in Kriegsgefangenschaft waren.

Für die Mosheimer war es zunächst nicht einfach, sich daran zu gewöhnen, dass in einem rein evangelischen Dorf eine provisorische katholische Kirche für die Sudetendeutschen eingerichtet wurde.

Wie kamen wir nun aber vom „Hochland“ in unsere Kreisstadt Homberg? Öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht.

Wenn man Glück hatte, bekam man zur Hinfahrt einen Platz auf dem Milchwagen. Zurück ging es dann zu Fuß, immer in Gruppen, da man – schon gar nicht als Frau – besser nicht allein auf der Landstraße unterwegs war.

Im Frühjahr 1946 konnte ich dann wieder zur Schule gehen – in Homberg, wo ich bei einer Kriegerwitwe wohnte. So war ich nur noch an Wochenenden und Feiertagen in Mosheim. Meine Eltern aber fanden erst 1955 eine Wohnung in Homberg.

Für mich ist Mosheim so etwas wie eine zweite Heimat. Ich denke gern und voller Dankbarkeit an seine Bewohner, die uns Zuflucht gaben, als wir nichts mehr hatten und auf Hilfe angewiesen waren – die uns immer zuteil wurde.

**FÜR MICH IST
MOSHEIM SO
ETWAS WIE EINE
ZWEITE HEIMAT.**



*Inge Alf zu Besuch
in Mosheim, Ostern
1997.*

*Von links: Dorothea
Groll, Liesel Marx,
Gertrud Triesch-
mann, Inge Alf.*